

gen: Gott ist der ganz Unbekannte. Das Höchste, was dem Historiker nach den furchtbaren Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit noch möglich ist, ist ein von Zweifeln unwitterter Glaube an das θεῶν in der Welt.

Wenn auch die Tragödie der Menschheitsgeschichte nur noch zwielichtige Ahnungen von einem horizontalen Geschichtssinn zuläßt, so bleibt doch der Trost, daß jede Epoche in sich einen Sinn trägt, insofern bestimmte Werte in ihr sichtbar werden. Nun erhebt sich die Schwierigkeit: wenn sich der persönliche Gott in die dialektische Ahnung des θεῶν auflöst, werden dann die Werte, an denen eine Epoche gemessen und beurteilt und in ihrem Sinngehalt gewogen wird, sich nicht auch auflösen? Bleibt eine absolute Wertwelt ohne absolute Gottheit? Und in der Tat, scheint bei M. auch der Kosmos der Werte nicht unbedingt jenseits der Zeit und ihrer Verwandlung zu liegen. Dadurch aber wird dann jede, auch die vertikale Geschichtsdeutung fragwürdig. Nun ist M. kein Metaphysiker, und wenn ich oben von Gedankenverwandtschaft mit Jaspers sprach (das θεῶν könnte auch eine Erfindung Heideggers sein), so braucht damit noch keine gedankliche Abhängigkeit ausgesprochen zu werden. M. erkennt theoretisch, daß der Gott Rankes ein allzu vermenschlichter Gott war, zu tief eingelassen in das Rahmenwerk irdischer Geschichte. Deswegen appelliert er unter dem Zeugnis der Katastrophe, die den allzu bürgerlichen Gott der Staaten und Schlachten in den Abgrund gerissen hat, an den Deus incognitus. Aber er gleitet dabei aus und gerät in die Nähe eines Historismus, den er einerseits überwinden möchte, andererseits aber notgedrungen immer wieder teilt.

G. F. Klenk S.J.

De Madariaga, Salvador: Porträt Europas. 2. Auflage. (236 S.) Stuttgart 1953, Deutsche Verlags Anstalt. DM 8,80.

Die Bewohner unseres Erdteils rufen nach Europa — und handeln meist dagegen. Nun hält ihnen Salvador de Madariaga einen Spiegel vor, einen köstlichen Spiegel, der im Spiel buntfarbiger Bilder und Gedanken, in zum Teil grotesken Übertreibungen und witzigen Einseitigkeiten tiefe und ernste Wahrheiten vorhält. Europa als Verwandtschaft und innerer Widerspruch — eine Familie voll von Gegensätzen, die bald zu einer höheren Symphonie zusammenklingen, bald in Krach und Zwietracht ein halb tragisches, halb komisches Schauspiel bieten — das ist die farbige Oberfläche des Buches. Es ist also keine wissenschaftliche Arbeit im Sinne einer systematischen Geschichts- und Wesensanalyse unseres Erdteils und seiner Völker, und doch ein auf tiefem historischen Wissen und vergleichen-

der Völkerkunde gründender intuitiver Versuch einer meta-historischen Deutung. Wenn man Madariaga einen Liberalen nennt, so gilt das nicht schlechthin; er hat viel Konservatives an sich.

Das Wesen des Europäers erscheint ihm in einem Dreitakt-Rhythmus, der vom Geistigen im engeren Sinne auf das soziale und politische Leben und sogar die Wissenschaft übertragen gekünstelt wirkt. Kein Volk, auch die Spanier nicht, wird sich im Porträt Madariagas erschöpfend dargestellt finden, und doch mag sich jeder zutiefst betroffen fühlen. Was das Konterfei des Deutschen angeht, können wir manches beherzigen, unter anderem freilich auch das, daß es sowohl bei unseren ausländischen Kritikern als auch unseren Lobrednern ein fast unausrottbarer Ubelstand ist, das deutsche Wesen weitgehend am preußisch-deutschen Typ, also dem Typ, der erst von gestern stammt, abzulesen. Es wird immer schwer sein, sie davon zu überzeugen, daß wir tausend Jahre älter sind als dieser Typ. Das genannte Mißverständnis führt dann dazu, daß nach Madariaga z. B. Wagner als echte deutsche Art zu gelten hat, während Mozart keine deutsche Seele besitzt, weil es in ihm keine Schwüle und keine Schwärmerie gibt. Aus dem gleichen Grunde muß dann Madariaga den europäischen Universalismus, der im Mittelalter das gesamte deutsche Geistesleben überformt hatte und in geminderter Form bis zur französischen Revolution, ja, bis 1866 nachwirkte, auf den schmalen Streifen um den Rhein verweisen, der dann einfach aus Deutschland ausgeklammert wird. G. F. Klenk S.J.

Mönnich, Horst: Das Land ohne Träume. Reise durch die deutsche Wirklichkeit. 2. Auflage. (290 S.) Braunschweig 1956, Georg Westermann Verlag. Ln. DM 9,80.

Es ist gut, den Bewohnern des Wirtschafts-Wunderlandes immer wieder einen unerbittlichen Spiegel vorzuhalten. Friedrich Sieburg hat es mit seinem Buche „Die Lust am Untergang“ getan, und nun tut es Horst Mönnich unter einer anderen Rücksicht. Beide kommen darin überein, daß wir Nachkriegsdeutschen uns unsere wirkliche Lage verdecken. Wir verkleben uns mit Plakaten und Bildern die Wirklichkeit. Nein, wir träumen nicht mehr, wir haben keine Zeit dazu; denn wir müssen wieder aufbauen. Aber sind es nicht vielleicht nur Fassaden, die wir bauen? Ist nicht alles wie eine dünne Haut, unter der noch alles im Chaos liegt, noch unverarbeitung, geistig und seelisch noch nicht bewältigt: „Zwei Weltkriege, zwei Umstürze, zwei Zusammenbrüche, die Bomben, die Brände, der Hunger und die Kälte“? Es wird noch einmal ans Licht drängen und uns zu schaffen machen, „wenn wir am wenigsten daran

denken, wenn wir wieder Ruhe haben . . .“ (9). Ja, aber werden wir — abgesehen von einzelnen — zu dieser Ruhe gelangen? Wir verdecken uns die Gefährlichkeit und Gefährdung unserer Existenz — gewiß. Indes eben das Provisorische unseres deutschen Daseins begünstigt diese Verdeckung, ja zwingt in einem hohen Grade dazu: der brutale Kampf um die materielle Sicherung der Einzel-Existenz kerkert in die Gegenwart ein, die Geschichte versinkt im Ruß und Qualm unerhörter Wirtschafts- und Arbeitsanspannung — und in die Zukunft hineinträumen? Träume sind in Mißkredit geraten, seitdem uns ein Fieberträumer mit „nachtwandlerischer Sicherheit“ in den Abgrund führte. So begnügen wir uns zeitlich mit dem Tag und der Stunde. — Und räumlich? Hier herrscht dieselbe Unsicherheit. Auch hier leben wir im Provisorium. „Wir sind einmal in sicheren geographischen Grenzen aufgewachsen . . . Fragen Sie heute irgendeinen Menschen in Westdeutschland oder in der Sowjetzone, ob er eine feste Gestalt von Deutschland in seiner Vorstellung besitzt“ (12). Ja, auch hier verdecken wir die Wirklichkeit und klammern uns in den kleinen Horizont: unserer Stadt mit dem Strom und der Promenade. Ja, die einzelnen Menschen sitzen in ihren einzelnen Häusern — ohne Brücke.

Und nun fährt Horst Mönnich durch Deutschland, um es in seiner Wirklichkeit aufzudecken. Sein Weg führt von der Nordsee bis zum Chiensee, vom Schwarzwald bis nach Leipzig. Was er herausstellt, ist eben die verdeckte Fragwürdigkeit unseres Lebens, die in Gesprächen mit Menschen aller deutschen Gauen in unerbittlichen Schilderungen der örtlichen Situationen aufscheint.

Man könnte ihm vorwerfen, er sei einseitig, habe nur Sinn und Augen für das Bruchige und Faule — aber dieser Vorwurf träfe ihn nicht, weil er ja eben diese eine Seite sprechen lassen will, die sonst stumm bleibt. Wir werden gut daran tun, aufmerksam hinzuhören. Man könnte auch einwenden, daß nur die Risse und Brüche in den greifbaren Schichten unseres Daseins gesehen werden, daß der Tiefgang ins Metaphysische und Allgemein-Menschliche fehle. Aber abgesehen davon, daß dies nur zum Teil stimmt, daß er nämlich bisweilen auf letzte Schichten stößt, wie z. B. auf dem Leipziger Kirchentag — also abgesehen davon, — Mönnich entwirft Bilder der Wirklichkeit, wie sie auf ihn wirkt. Er will erregen, zum Widerspruch und zum Gespräch anreizen und keineswegs letzte zeitgeschichtliche, psychologische, ethische oder religiöse Werturteile fällen. Das Land ohne Träume — ob der Titel ganz stimmt? Der Verfasser fand in der Tat noch so etwas wie idyllische Winkel, wo man träumt,

aber gerade diese Art Träume, z. B. in der Musenstadt am oberen Neckar, scheinen ihm nicht geheimer zu sein.

G. F. Klenk S.J.

Literatur

Jammes, Francis: Almaide oder die Geschichte der Leidenschaft eines jungen Mädchens. Mit Zeichnungen von Richard Seewald. (79 S.) Köln 1955, Jakob Hegner. DM 4,30.

Es ist die lyrische Atmosphäre der berühmten griechischen Novelle von Daphnis und Chloe, die hier herrscht, mit dem wesentlichen Unterschied, daß die geistige Liebe im Vordergrund steht, die leibliche zurücktritt. Der Gedanke an die christliche Lebenswelt der kindlichen Almaide, die als Waise bei ihrem Onkel zu verblühen droht, einen Hirtenknaben liebt, der als Bergführer umkommt, dessen Sohn ihren Lebensinhalt ausmachen wird, hat keinen Einfluß auf diese Seelenentwicklung. Deshalb darf man Almaide nicht eine christliche Dichtung nennen; doch wird man trotzdem eine natürliche Schönheit von Sprache und Gehalt anerkennen.

H. Becher S.J.

Bloy, Léon: Der Verzweifelte. Roman. (410 S.) Heidelberg 1954, F. H. Kerle. DM 10,80.

Der Dichter schrieb den Roman im Anschluß an sein Erlebnis mit der „Ventouse“, einer Dirne, die er aus dem Sumpf rettete, die aber später dem religiösen Wahnsinn verfiel. Dies wie auch übrige Züge seines Lebens verkörperte er in „Kain Marchenoir“, dem Verzweifelten. Aber das Autobiographische ist so verwandelt und auf das Wesentlich-Menschliche gebracht, daß es dem Lebensdatenjäger nichts nützt, eine echte Dichtung auch nicht beeinträchtigt. Jugend, Verirrungen der Jünglingszeit, Versuch, nach dem Tod des Vaters in der großen Karthause sich wieder zu besinnen, Bemühung um Anerkennung seiner dichterischen, religiösen, menschlichen Wesenheit und Tod, sind der Inhalt des verzweifelten Lebens. Mit Recht sagt das Nachwort, daß es nicht Bloys Mängel, Ungerechtigkeiten und Übertreibungen waren, die ihm den Widerstand eintrugen, sondern sein durchdringender Blick, seine echte Ergriffenheit und die Inbrunst seiner Gottgegebenheit, die alle Laueit, Unlauterkeit, Feigheit und Lüge anzuprangern bereit waren. Aber das nur Halb-Großartige seines Daseins ist doch zu gleicher Hälfte entstellt durch das Maßlose und auch Künstlerisch-Unbeherrschte, das irgendeine verblüffende Wendung, ein ungewohnt aufreizendes Bild, einen schmutzigen Vergleich nicht unterdrücken kann. Er ist wie ein wilder Sturm, der durch den Wald fährt, Blätter, Äste abreißt und ein Feld der Zerstörung hinter-